

Marita Ruess
Tödliche Bilder

Über dieses Buch

In ihrem ersten Kriminalroman erzählt Marita Ruess eine packende Geschichte, die mit einem Toten auf dem Parkplatz bei der berühmten Vogelherdhöhle im Lonetal auf der Schwäbischen Alb beginnt. Kommissar Marco Fois, seines Zeichens italienischer Abstammung, findet wenig Hinweise auf den Täter. Erst die weiteren Ermittlungen in dessen Umfeld bringen einige Spuren ans Licht. Als dann noch ein zweiter Todesfall im Zusammenhang mit dem ersten Mord bekannt wird, werden die Ermittler nachdenklich. Die Spuren scheinen in eine bestimmte Richtung zu führen. Aber erst, als auch noch die Ehefrau des toten Jürgen Wegerer verschwindet, kommt Marco Fois dem Zusammenhang auf die Spur. Sein Weg führt von der Schwäbischen Alb bis hinauf an Deutschlands Nordseeküste. Allerdings muss er so ganz nebenher auch noch eine kleine Ehekrise seiner Eltern aushalten. Seine Mutter quartiert sich bei ihm ein und bald steht auch sein Vater auf der Matte. Als ob er nicht schon genug um die Ohren hätte, meldet sich auch noch seine Ex-Freundin zurück. Marita Ruess gelingt es, den Leser mit unterhaltsamen Dialogen, treffenden Beschreibungen und gelungenem Wortwitz in die Geschichte hineinzuziehen.



Marita Ruess ist in Ulm geboren und in Neu-Ulm aufgewachsen. In Freiburg und Rom studierte sie deutsche Linguistik und italienische Sprach- und Literaturwissenschaft. 1992 machte sie sich mit einer Sprachenschule in Ulm selbstständig. Seit 2002 macht die Mutter von drei Kindern genau das, was sie immer schon tun wollte: Sie schreibt Bücher.

Marita Ruess

Tödliche Bilder

Oertel + Spörer

Dieser Kriminalroman spielt an realen Schauplätzen.
Alle Personen und Handlungen sind frei erfunden.
Sollten sich dennoch Ähnlichkeiten mit lebenden oder
verstorbenen Personen ergeben, so sind diese rein zufällig
und nicht beabsichtigt.

© Oertel + Spörer Verlags-GmbH + Co. KG 2013
Postfach 16 42 · 72706 Reutlingen
Alle Rechte vorbehalten.

Titelbild: Marc Steinmetz; Archäopark Vogelherd,
Stadt Niederstotzingen
Umschlaggestaltung: Bettina Mehmedbegovic,
Oertel + Spörer Verlag
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Ulm
Printed in Germany.
ISBN 978-3-88627-946-3



Besuchen Sie unsere Homepage und informieren
Sie sich über unser vielfältiges Verlagsprogramm:
www.oertel-spoerer.de

Es war ein klarer Abend am Ende einer verregneten Woche im Hochsommer. Die junge Frau und ihre Freundin hatten in den Himmel geschaut und ihre Verabredung für den nächsten Tag bestätigt. Baden gehen, die Bikini-Bräune auffrischen, vielleicht ein paar nette Leute kennenlernen. Dann war sie ins Auto gestiegen und losgefahren.

Sie hatte den Weg über die Felder genommen, die Abkürzung bis zum nächsten Dorf. Drei Kilometer schmaler Asphalt in einer Landschaft, die sie an zu Hause erinnerte, an die Kornfelder des Nordens. Ein Weg, den sie auch um diese Zeit, in der Dämmerung, gut kannte. Als das Wild im Kegel ihres Scheinwerfers auftauchte, trat sie auf die Bremse. Es war ein Reh, und sie spürte den Schlag wie einen starken Ruck. Sie stieg aus und ging vor den Wagen ins Licht. Das Tier war weg, wahrscheinlich ab in den Wald hinter dem abgeernteten Feld. Und es war sicherlich verletzt. Irgendwie musste sie einen Jäger informieren. In Stetten, im nächsten Dorf, wusste bestimmt jemand, an wen sie sich wenden konnte. Sie setzte sich in ihren Golf zurück und fuhr an. Irgendeines der Räder drehte durch. Es war das rechte Vorderrad, und es steckte tief im Schlamm. In einem Graben aus matschiger Erde. Das Handy in ihrer Tasche war nicht geladen. Sie überlegte, was sie tun sollte, als sie Scheinwerfer sah, die näherkamen. Zwei Lichterketten, die vor ihr anhielten, leuchteten und Ähnlichkeit mit Augen hatten. Die Tür auf der Fahrerseite ging auf, ein Mann stieg aus und kam mit lässigen Schritten auf sie zu. »Guten Abend. Kann ich helfen?«, fragte er mit einer tiefen Stimme, die wenig vom ortsüblichen Dialekt verriet.

»Hallo, ich glaube nicht«, antwortete sie, »der steckt richtig tief im Schlamm.«

Als er ihre Antwort hörte, sah er auf, und sie bemerkte Verwunderung in seinem Blick, und etwas, was danach aussah, dass er sich über ihre Art zu reden amüsierte.

»Das hier ist auch nicht gerade der nächste Weg an die Ostsee«, sagte er als Feststellung oder als Erklärung für den Blick, den er ihr zugeworfen hatte, ging um den Wagen herum und schaute kurz auf das Vorderrad.

»Oje, ja sagen Sie mal, wie ist denn das passiert?«

»Wildunfall. Vielleicht geht es, wenn man ein Brett unterlegt?«

Er schüttelte den Kopf und zwinkerte aus seinen Augen wieder einen Anflug von Amusement weg, den sie im Lichtschein ihres Wagens eher spürte als sah.

»Seien Sie froh, dass Ihnen selber nichts passiert ist, Wildunfälle sind nicht ohne, vor allem bei was Großem wie bei einem Reh.«

»Woher wissen Sie?«

Er unterbrach ihre Frage mit einem Lachen.

»Da kleben Haare auf der Stoßstange«, sagte er und zeigte mit dem Finger auf die entsprechende Stelle, dann kam er langsam auf sie zu.

Er blieb vor ihr stehen und sah sie an mit dem Blick, den sie von vielen Männern her kannte. Seiner glitt über ihre Röhren-Jeans und blieb in ihren hohen Stiefeletten hängen. In seinen Augen lag wieder Belustigung, dann schürzte er die Lippen, drehte sich um und ging zu seinem Wagen.

»Kommen Sie, ich nehme Sie mit ins nächste Dorf, nach Stetten dahinten, von dort aus können wir Hilfe organisieren.«

Sie nickte. Sie war noch nie bei einem Fremden mitgefahren und schon gar nicht auf einem einsamen Weg zwischen Abend und Nacht. Der Mann stieg ein, schien überhaupt keine Zweifel daran zu haben, dass sie Bedenken hatte, seinem Vorschlag zu folgen, oder gar Angst. Er wartete hin-

ter dem Licht der Scheinwerfer, die wie zwei aufgerissene Augen in die Dunkelheit funkelten. Sie überlegte, was sie tun sollte. Ablehnen oder um sein Handy bitten, vielleicht gar weglaufen? Wohin? In den Wald? Doch sie hatte nicht viel Zeit für diese Überlegungen, wollte sie ihre Zweifel nicht zeigen. Sie ging langsam zu ihrem Wagen, holte die Tasche heraus und machte die Lichter aus. Nein, sie musste sich auf ihr Gefühl verlassen, der Mann hier schien ihr wirklich helfen zu wollen. Sie schloss die Autotür ab, warf die Haare auf die Schultern zurück und ging zu ihm. Ihre Absätze klapperten auf dem Asphalt. Dann stieg sie ein.

»Du hast doch gar nicht viel gefrühstückt«, sagte sie zu ihm, als er vom Tisch aufstand und mit seinen langsamen Schritten Richtung Haustür ging. Er reagierte nicht, sie wusste nicht einmal, ob er ihr zugehört hatte.

»Getrunken hast du auch nichts. Und deine Medikamente?«

»Mache ich alles nachher«, antwortete er und nestelte dabei an seiner Jacke herum, die sich nicht von dem Haken der Garderobe lösen wollte, an dem sie hing.

»Hans?«

»Ja?« Er drehte sich zu ihr um und wieder ab, mit einem unergründlichen Blick, den sie nicht verstehen konnte oder wollte, weil in ihm Rebellion neben Hilfsbedürftigkeit lag. Seine Finger zitterten über den Nachbarhaken und über die Hundeleine, die dort hing. Seit zwei Monaten nur noch dort hing.

»Warum hängst du die Leine nicht weg?«, fragte er sie. »Wir tun doch keinen Hund mehr her, oder doch?« In seiner Stimme keimte Hoffnung.

»Nein, Hans, wir tun keinen Hund mehr her, das haben wir schon oft besprochen.«

»So. Bitte schön, dann tu das Ding hier weg.«

Er hielt die Hundeleine in den Händen, dachte über etwas nach, dann setzte ein Lächeln ein.

»Kennst du noch den Witz mit der Frage, wann das Leben losgeht. Und die Antwort ist: Wenn die Kinder aus dem Haus sind und der Hund tot. Und jetzt? Hast du das Gefühl, das Leben geht los?«

»Nein, Hans, es geht weiter, das Leben geht weiter«, antwortete sie, nahm ihm die Hundeleine ab, rollte sie ein und legte sie auf den Schuhschrank.

»Komm«, sagte sie und half ihm in die Jacke, »das Wetter verspricht einen schönen Sommermorgen.«

»Ja!«, antwortete er, als er die Haustür aufmachte und in den Himmel sah, »vielleicht gar einen ganzen schönen Sommertag.«

Über den Feldern des Lonetals lag der Dunst des Sonnenaufgangs. Die Feuchtigkeit einer langen verregneten Woche, die aus der regennassen Erde stieg. Der Tag versprach schon zu dieser frühen Zeit, warm zu werden. Sie gingen den Weg, den sie zur Einleitung des Wochenendes immer gemeinsam gegangen waren, ein Ritual seit der Zeit, als sie die Kinder alleine lassen konnten und die dann irgendwann sowieso nicht vor elf Uhr aufstanden. All die Jahre, immer mit Hund, die letzten zwölf Jahre mit Ronja, einer Münstlerländer Jagdhündin. Dieses Ritual war ein wichtiger Moment für sie als Paar geworden, vielleicht der einzige Zeitpunkt, zu dem sie sich austauschen konnten, die Erlebnisse und Sorgen der Woche besprachen, miteinander waren, in dem Dunst des Sommermorgens oder in der Kälte und im Raureif der Wintertage, an denen sie immer konsequent und unerbittlich loszogen und die Kraft und Freude des freilaufenden Hundes in sich und in ihre Gemeinschaft als Paar aufnahmen. Auch in ihre Gespräche. Wir werden diese Gewohnheit beibehalten, auch ohne Hund, dachte sie, so-

lange es geht. Wenn er sich nicht bewegt, bleibt er nicht fit.

Sie sah mit einem Seitenblick auf ihn. Er war langsamer geworden, aber er hatte Glück gehabt, sein Schlaganfall hätte auch anders ausgehen können, dann wäre an diesen Spaziergang gar nicht zu denken gewesen. Vielleicht wäre ein Hund die beste Therapie. Aber sie konnte das nicht verantworten. Sie hatte keine Zeit, weil sie sich um ihn kümmern musste. Sie war auch alt, und ihre Kinder hatten keine Zeit und Raum, einen Hund zu übernehmen. Sie ging mit all diesen Gedanken neben ihm und unterdrückte einen Seufzer, als sie sah, wie er beim Gehen anhielt und den Kopf hob.

»Hans?«

Er antwortete nicht, hielt den Kopf nach oben und konzentrierte sich auf etwas, wie sie es von früheren Zeiten her kannte, als er sie auf die Jagd mitgenommen hatte. Als ob er Witterung aufgenommen hätte. Er schaute in Richtung des Parkplatzes, der sich am Fuße der Höhle befand, unweit der Landstraße, die von Stetten nach Bissingen führte. Deutete mit dem Finger dahin.

»Meinst du das Auto dort?«, fragte sie ihn.

»Ja. Irgendwas stimmt da nicht, weiß nicht«, antwortete er.

»Warum?«, fragte sie ihn und fragte sich im Innern selber, ob so etwas, wie diese Anwandlung, bei einem auf einem Wanderparkplatz geparkten Auto etwas Merkwürdiges zu erkennen, zu den Folgen seines Schlaganfalls gehörte. Schaute ins Tal und vergaß ihn einen Moment. Er hatte sich schon auf den Weg gemacht, Richtung Parkplatz.

»Hans, warte, vielleicht störst du ein Liebespaar«, rief sie ihm hinterher.

Er gab keine Antwort und steigerte sein Lauftempo zu einer Geschwindigkeit, die sie schon lange nicht mehr bei ihm gesehen hatte. Er stand schon neben dem Wagen, als sie ihn fast eingeholt hatte.

Er hielt kurz inne, dann drehte er sich zu ihr um und schien

ihr mit dem ganzen Körper, den er so weit aufrichtete, wie er konnte, den Weg versperren zu wollen. In seinem Blick lag Irrsinn, wie sie zuerst dachte, und dann erkannte sie, dass darin eine Mischung aus Entsetzen, Angst und Trauer lag, die sie bei ihm in diesem Ausmaß noch nie gesehen hatte.

»Du schaust dir das hier nicht an, Ute. Hörst du?«

Sie nickte, wich ein paar Schritte zurück und holte das Handy aus ihrer Jackentasche. Ihre Finger zitterten.

»Notarzt oder Polizei?«, fragte sie ihn und wusste doch, dass ihre Frage nach dieser Alternative völlig überflüssig war.

»Hier hilft kein Arzt der Welt mehr«, sagte er leise und senkte den Blick.

Es war Samstagmorgen und der Anruf holte Hauptkommissar Marco Fois um 7.35 Uhr aus dem Bett, eine Uhrzeit, die auch für das Wochenende als im Rahmen des Vertretbaren bezeichnet werden konnte. Er zog sich schnell an und schaute in den Spiegel. Über seinen graublauen Augen lag ein Schleier der Müdigkeit und über seinen großen hellen Lippen, die vielfach zwischen markant und sinnlich definiert wurden, lag ein Anzeichen für ein neu entstehendes Herpes labialis. Doch an diesem Morgen blieb weder die Zeit, die Salbe zu suchen, die schon seit dem letzten Mal fehlte, noch den Dreitagesbart zu entfernen, der ihn älter aussehen ließ, als er war oder sich fühlte.

Es gab kurzum keine Zeit für Eitelkeiten eines gut erhaltenen und ohnehin gut aussehenden Mannes in den besten Jahren, wie man so sagt, weil dieser sich seit fünf Minuten im Dienst befand. Er strich sich nur kurz mit der einen Bürste durch das dunkle dichte Haar und mit der anderen Bürste über die Zähne, weil ihm die schnellere Variante der

Kaugummis ausgegangen war. Ging in die Küche, in der glücklicherweise die Espresso-Maschine noch an war, er hatte am Vorabend mal wieder vergessen, sie auszuschalten, was in letzter Zeit schon öfters vorgekommen war, an diesem Morgen aber von Vorteil war für einen schnellen heißen Kaffee. Denn die Zeit wäre nicht geblieben, einen italienischen Kaffee im Kännchen aufzusetzen. In der Not hätte er sich mit dem Rest kalten Kaffees begnügen müssen, der in einer halb geleerten Tasse auf der Spüle darauf wartete, irgendwann einmal entsorgt zu werden.

Marco Fois rührte schon den Zucker ein, als der Kaffee noch aus der Maschine dampfte, verlängerte ihn kurz mit kaltem Wasser und trank ihn mit einem Schluck. Er griff sich seine Jacke, am Morgen konnte es recht kühl sein, eine Banane, eine Flasche Sprudel und verließ das Haus.

Er überlegte, wie er am besten fahren würde, um zu dem Parkplatz bei dieser Höhle zu gelangen. Der schnellste Weg wäre sicher der über die Autobahn, die A7 Richtung Ulm, Ausfahrt Niederstotzingen und dann die Landstraße Richtung Stetten. Auch wenn das der längere Weg war und bei Weitem nicht der landschaftlich schönere. Aber Letzteres war jetzt nicht von Interesse, obwohl es ihm gut getan hätte, um den Tag zu beginnen und vorab einen Ausgleich zu finden, einen kleinen Ausgleich für das, was ihn gleich erwartete. Er fuhr los und war nach 15 Minuten Fahrt vor Ort, dort, wo er hinbestellt worden war, in seiner Eigenschaft als Kommissar der Kriminalpolizei Heidenheim.

Seine örtlichen Kollegen waren bereits eingetroffen und sperren den Fundort der Leiche ab, ein rot-weißes Band leuchtete grell in den Morgen, der noch nicht viel Farben hatte, aber leuchtendes Sommerwetter versprach. Er begrüßte die Männer, von denen er ein paar von früheren Einsätzen her kannte. Ein sehr junger Kollege reichte ihm kreidebleich die Hand und brachte nicht einmal einen Gruß heraus.

Neben dem Wagen im Zentrum des Gebiets, das abgesperrt war, lag ein Mann. Ausgestreckt auf dem Rücken. Er war groß und schlank gewesen, dunkelhaarig, Ende 40. An seinen kräftigen und doch feinen Händen, die nicht nach körperlicher Arbeit aussahen, steckte ein Ehering. Die Kleidung war leger, es sah nach einer Marken-Jeans aus, ein sommerlicher Blazer, schwarzes Leinen, das Hemd, möglicherweise kurzärmelig, musste einmal blütenweiß gewesen sein.

Der Mann war erschossen worden. Und wer immer das auch getan hatte, war jemand, der ihm keine Chance geben wollte.

Verdammt noch mal«, sagte Marco zu seinem Stellvertreter Bernd Meier, der plötzlich neben ihm stand, »das sieht ja aus, als ob man ihn erschossen hätte wie ein Stück Wild.«

»Ja«, antwortete Bernd Meier und strich sich durch die glatten und gepflegten Haare, die an dem Morgen im Kontrast zu seinem Gesicht dunkler wirkten als sie waren.

»Du warst aber schnell vor Ort«, sagte Marco, obwohl ihm diese Tatsache klar war, denn Bernd Meier wohnte in Burgberg, einem Ort ganz in der Nähe.

»Ich hatte es ja nicht weit. Die beiden da hinten haben ihn übrigens gefunden«, sagte Meier und zeigte in Richtung eines alten Paars, das einige Meter den angrenzende Hang hinauf auf einer Bank saß.

»Ich habe mich um sie gekümmert, und auch angehört, was sie zu sagen hatten, vor allem der alte Mann. Seine Frau hat was von einem Schlaganfall erzählt, den er gehabt hatte, und dass man ihn schonen müsste, aber der ist trotzdem ganz gut dabei. Ein alter Jäger. Hat sich auch ziemlich klar

darüber geäußert, wie der Mann erschossen wurde und aus welcher Entfernung. Habe alles mitgeschrieben.«

Bernd Meier klopfte auf die Tasche seines Hemdes, die schon immer ein kleines Notizbuch enthielt samt einem Bleistift, den es in der Größe nur in Möbelhäusern gratis gab.

»Aha«, antwortete Marco. Er war wie so oft überrascht von dem Wunsch seines jüngeren Kollegen, die Dinge zumindest organisatorisch im Griff zu haben.

»Weiß man schon, wer der Mann ist?«

»Ja. Jürgen Wegerer, 47 Jahre alt, wohnhaft in Heidenheim, verheiratet, Lehrer, kinderlos«, gab Bernd Meier zur Antwort und in seiner Stimme schwang ein Anflug von Stolz mit.

»Was? Gibt es hier einen Internet-Anschluss?«, fragte Marco in Anspielung auf die allerliebste Recherche-Methode seines Kollegen und erntete dabei einen bösen Blick.

»Er hatte Papiere bei sich. Und außerdem kannte ihn Henning von seinem Segelfliegerverein her.«

»Ach so. Und wo ist Henning, den habe ich hier noch gar nicht gesehen?«

Marco schaute sich nach seinem Kollegen Henning van Dalen um, einem gebürtigen Westfalen, der schon seit vielen Jahren auf der Ostalb lebte, deren Thermik er als leidenschaftlicher Segelflieger sehr schätzte.

»Er war vorher noch hier«, antwortete Bernd Meier, schaute zu den anwesenden Polizisten und in die Umgebung. Marco folgte seinem Blick und sah viele Uniformierte und die Ankunft der Leute von der Spurensicherung in ihren weißen Overalls. Von Henning van Dalen, dem Dritten in ihrem Team, fehlte jede Spur.

»Weiß ich auch nicht«, meinte Meier und zuckte mit der Schulter, »tja, es hat ihn auch ziemlich mitgenommen, die waren mehr als nur Mitglieder im selben Verein, denke ich. Gute Freunde sogar.«

»Danke, Bernd«, sagte Marco und lief neben seinem Kollegen langsam in Richtung des Arztes.

»Warte mal, Marco, da musst du nicht gleich hin. Der Arzt hat noch gar nicht richtig angefangen, kam gerade kurz vor dir. Die Tatzeit war vor acht bis zwölf Stunden, das konnte er schon mal sagen, und Fundort ist Tatort.«

»Ja«, sagte Marco und schaute nochmals auf den Kies, auf dem der Tote lag.

Dann begrüßte er einen der örtlichen Kollegen, den er von einem anderen Einsatz her kannte, einen älteren Mann mit stoppelkurzen Haaren, einem wettergegerbten Gesicht und einer ruhigen Art.

»Wir müssen wissen, ob in Stetten oder in den umliegenden Dörfern irgendjemand etwas bemerkt hat, vielleicht sogar hier gestern Abend in der Gegend war, einen Spaziergang machen, mit Hund oder so«, sagte Marco und wies mit der Hand in Richtung des älteren Ehepaares. In seiner Stimme schwang eine Bitte mit, die der Uniformierte offensichtlich verstand, er nickte.

»Schon klar, Herr Fois, das werde ich übernehmen und mich mal umhören.«

Marco bedankte sich und wandte sich wieder Bernd zu, der im Zeichen größerer Ungeduld mit dem rechten Fuß einen Rhythmus auf den Boden taktete:

»Marco, komm, wir können die alten Leute nicht allzu lange warten lassen.«

»Hm«, sagte Marco, der es nicht mochte, wenn man ihm sagte, wie er zu arbeiten hatte. Aber er akzeptierte das Argument seines Kollegen, als er das Ehepaar auf der Holzbank sitzen sah, die zwischen dem Parkplatz und einem Hinweisschild zu den Wanderwegen der Umgebung stand.

Der alte Mann saß gebeugt, in sich zusammengesunken, als hätte er eine schwere Last zu tragen und sein Gesicht war so blass und grau wie sein Haar. Er wirkte müde und ruhig und traurig. Seine Frau, die gesünder und reger aus-

sah, hielt seine Hand fest, als wollte sie ihn stützen. Als Marco jedoch ihren Blick sah, erkannte er, dass sie sich in dem Moment an ihrem Mann festhielt. Er hatte seit Langem in all den vielen Jahren als Kriminalkommissar nicht mehr eine solche Panik in Augen gesehen.

»Marco Fois«, sagte er, gab dem alten Ehepaar die Hand und drückte beim Händegeben den Versuch des Mannes, sich erheben zu wollen, in die Bank zurück. Die Frau blieb sitzen und starrte Marco an, zuckte ein wenig in sich zusammen, als sie seinen Dienstgrad hörte, dann atmete sie tief durch.

Der Mann stellte seine Frau vor und dann sich selber, betonte den Nachnamen Jäger und fügte ein »Nomen est Omen« bei, fast wie einen Namenszusatz, der als Routine kam, sicherlich schon oft kam bei Leuten, denen er zutraute, dass sie das lateinische Sprichwort verstanden. Marco nickte und lächelte, wie es in dem Moment von ihm erwartet wurde. Der alte Mann nickte und sein Blick hellte kurz auf, dann schüttelte er den Kopf:

»Das gilt jetzt ja eigentlich nicht mehr. Seit ich den Schlaganfall hatte, bin ich natürlich nicht mehr auf der Jagd gewesen.«

»Aber Sie kennen sich immer noch aus?«, fragte Marco mit dem Ton einer Feststellung.

»Ja, ja, natürlich. Nach vierzig Jahren schon noch.«

Hans Jäger sah auf und wartete auf weitere Fragen.

»Sie haben den Mann also gefunden?«

»Ja, wir waren auf einem Spaziergang, wie so oft am Samstagmorgen zu dieser frühen Stunde, und da sah ich da auf dem Parkplatz den Wagen stehen mit offenen Türen, und irgendwie hatte ich auch ein komisches Gefühl, ich weiß nicht, ich spürte, dass da was nicht stimmte.«

»Ja, mein Mann ging einfach auf das Auto zu, und ich wollte ihn noch zurückhalten, weil ich Angst hatte, dass er ein Liebespaar stört, oder jemand anderen, der nicht will,

dass man so nahe kommt und ins Auto schaut, man weiß ja nicht, wie die Leute heute reagieren. Aber er war nicht zu halten, er ging einfach hin«, sagte Ute Jäger.

»Es hätte ja auch sein können, dass jemand dort im Auto Hilfe braucht. In meinem Alter weiß man, dass ein Schlag oder Infarkt schneller über einen hereinbricht, als man überhaupt denkt. Und ich hatte ja auch nicht unrecht. Doch die Hilfe kam zu spät, das sah ich gleich.«

Dann blickte der alte Mann auf den Boden, schüttelte den Kopf und sagte leise:

»Mitten ins Herz.«

Marco nickte.

»Es sieht nach einer Flinte aus?«, sagte er als Frage.

Der alte Mann sah auf und antwortete:

»Ja. Das war ein FLG, ein Flintenlaufgeschoss, da bin ich ganz sicher. Nach dem Einschuss sieht es eindeutig nach so etwas aus, einer Brenneke also, würde sagen Kaliber 12.«

Der alte Jäger schaute Marco kurz an, um zu wissen, ob er diese Aussage noch weiter erläutern müsste oder ob dem Kommissar klar war, was er ausdrücken wollte. Marco empfand das als Ausdruck von Respekt dem Wissen eines anderen gegenüber, wie er ihn nicht mehr bei vielen Leuten verspürte und dankte es dem alten Mann mit einem Nicken.

»Ich bin zwar kein Jäger, aber das dachte ich mir. Wir bewegen uns also bei einer Entfernung von maximal 30 Metern?«

»Theoretisch sogar bis zu 50 Metern, aber nicht in dem Fall, sicher nicht. Eigentlich sind große Entfernungen bei dieser Art von Geschoss nicht möglich. Ich selber habe es auch nie verwendet, ich war immer mit einer Bockbüchsenflinte unterwegs.«

»Ist eigentlich gerade Jagdzeit?«

»Jagdzeit?« In Hans Jägers Blick blitzte eine Mischung aus Verwunderung und Belustigung auf, er schien einen Kom-

mentar zu der Frage abgeben zu wollen, dann spitzte er den Mund und warf Marco einen ernsten Blick zu und sagte:

»Teilweise ist schon Jagdzeit. Schwarzwild, Frischlinge und Überläufer dürfen sowieso das ganze Jahr gejagt werden. Bei Rotwild im Moment nur das Schmaltier, ebenso beim Rehwild nur das Schmalreh, also weibliche Tiere, die noch nicht gekalbt haben.«

»Du glaubst doch wohl im Ernst nicht an einen Jagdunfall?«, sagte eine tiefe Stimme mit norddeutschem Akzent hinter Marco.

»Guten Morgen, Henning«, gab der als Antwort ohne sich umzusehen, »wir erwägen Möglichkeiten.«

»Wenn Sie mich fragen«, sagte der alte Mann, »dann können Sie einen Jagdunfall auf jeden Fall ausschließen, wer immer das da gemacht hat, der konnte mit einer Flinte sehr gut umgehen, insbesondere das Flintenlaufgeschoss, das braucht schon eine geübte Hand, so wie der Mann getroffen wurde.«

»Ein FLG?«, fragte Henning, »wäre das nicht einfacher gewesen, gleich zu einer Kugel zu greifen, da sind doch auch größere Entfernungen möglich.«

»Ja«, antwortete Hans Jäger, »aber vielleicht kam es demjenigen, der geschossen hat, gar nicht auf Entfernungen an, doch auf eines, was Sie bestimmt auch wissen: bei einem FLG ist nicht feststellbar, aus welcher Waffe der Schuss abgefeuert wurde!«

Marco und Henning nickten einander zu, dann hob Henning den Kopf und blieb in seinen Gedanken hängen, während Marco sich bei dem Mann und seiner Frau bedankte. Die beiden alten Leute wollten sich nicht nach Hause fahren lassen, dankten aber für den Vorschlag und machten sich schließlich auf ihren langsamen Heimweg.

»Du hast den Toten gekannt?«, fragte Marco seinen Kollegen Henning van Dalen und riss diesen mit der Frage aus Gedanken von irgendwoher.

»Was? Ach so, gekannt? Ja, sicher.«

»Tut mir leid um deinen Freund.«

»Mir auch«, erwiderte Henning mit einer Stimme, die fast nicht zu hören war und starrte auf den Boden.

Marco unterdrückte den Impuls, seinem Kollegen auf die Schulter zu klopfen, weil er spürte, dass das nicht die richtige Geste in dem Moment gewesen wäre und sagte:

»Ich gehe dann mal zu dem Doktor, mal sehen, was der alles weiß«, er wartete keine Antwort ab, sondern machte sich auf den Weg zu dem rotweißen Absperrband, das sich leicht bewegte, als hätte es jemand gerade berührt, es war ein Wind, ein Luftzug, ein Hauch. Der Arzt war alleine neben dem Toten in dieser Art von Sperrbezirk, kniete neben dem Mann, der da niedergestreckt lag, stand schließlich auf und klappte seine Tasche zusammen. Er erwiderte Marcos Gruß mit einem Kopfschütteln.

»Das war ein einziges Geschoss, hat den Mann komplett durchschlagen«, er deutete auf die Wunde in der Herzgegend, »ich habe so was mal bei einem Jagdunfall gesehen, da ging es Gott sei Dank aber nur um den Oberschenkel des Kollegen des Jägers. Aber so was wie hier ...«

Er brachte den Satz nicht zu Ende, sondern schüttelte nur den Kopf. Es war klar. Einen Tod wie auf diesem Wanderparkplatz hatte wohl noch keiner von ihnen gesehen.

Am späten Samstagvormittag saßen sie alle um den Besprechungstisch und kauten auf ihren Brezeln, die mit oder ohne Butter auch gleich ein Mittagessen abgaben. Die Arbeit am Tatort war beendet, die Spurensicherung hatte mithilfe eines Metalldetektors das fehlende Flintenlaufgeschoss im Feld gefunden. Der Fund bestätigte die Angaben des alten Jägers. Das Handy Wegerers wurde bislang nicht

gefunden, weder bei dem Toten selber, noch im Wagen, noch in der Umgebung. Dass er eines hatte bestätigte Henning, der auch die Nummer über einen Segelfliegerkollegen organisiert hatte. Das Handy zeigte auch keinen Empfang, es war ausgeschaltet. Henning hatte es schon mehrfach versucht, wie er sagte. Marco sah den Kollegen an: Henning van Dalen, der Älteste im Team mit seinen fünfzig Jahren, der immer auf Gelassenheit bedacht war, auf Ruhe, die er aus der Luft nahm, wie er immer betonte in Bezug auf seine Segelfliegerei, war bleich und wirkte mitgenommen.

Im Prinzip sah er genau so aus, wie Marco sich immer fühlte, wenn er zu spät gekommen war und nicht verhindern konnte, sondern nur aufzuklären hatte. Um Weiteres zu verhindern, so wie er es sich immer einredete, und trotzdem zu spät gekommen war. Und motivieren musste er als Teamchef, wenn die Ermittlungen stecken blieben und er dabei selber um Ruhe und Gelassenheit zu kämpfen hatte.

Wie es auch jetzt galt, Henning zuzulächeln und ihn zu bitten, seine Erkenntnisse mitzuteilen. Der schien sich auch einigermaßen gefangen zu haben und begann die eigentliche Teambesprechung über die Gestaltung der Untersuchung mit einer kurzen Darstellung der Person des Toten, die er objektiv zu vermitteln suchte und mit dem Versuch einer Distanz, welche die Polizeiarbeit erforderte.

Das gelang Henning nicht ganz, er musste seine Stimme immer wieder durch ein Räuspern an die Stelle zurückweisen, an der er sie haben wollte. Der Tote, 47 Jahre alt, ein in Heidenheim wohnender und gebürtiger Schwabe, war mit der Galeristin und Kunsthändlerin Inge Rottgardt-Wegerer verheiratet, einer Norddeutschen. Wegerer war Lehrer und unterrichtete in einer Realschule in Dillingen Deutsch und Geschichte. Das Ehepaar hatte keine Kinder. Henning kannte Wegerer gut, weil sie seit über zwanzig Jahren Mitglieder im selben Segelfliegerverein waren, in dem Wegerer jahrelang auch schon Vorstand war. Er war zumindest im

Verein sehr beliebt und galt insgesamt als kontaktfreudig und offen.

Dieses Bild Hennings passte bestimmt auch zu Wegerers beruflichem und weiterem privaten Umfeld. Zumindest war ihm nie zu Ohren gekommen, dass sein Freund Jürgen, genannt Jogi, irgendwie größere Probleme oder Feinde gehabt hätte. Auch wenn – Henning zögerte ein wenig und überdachte seine Aussage – Wegerers Kontaktfreudigkeit gegenüber dem weiblichen Geschlecht manchmal über ein Normalmaß hinausging. Er hatte offenbar den Ruf eines Frauenhelds oder wollte als solcher gesehen werden. Und das hatte einigen Leuten missfallen, zumindest im Verein. Ob die Ehefrau auch was davon wusste, war Henning nicht bekannt. Das Team nahm sich vor, diese selber dazu zu befragen, wenn es Zeit war für solche Fragen. Und wenn man sie überhaupt erreichte. Denn Henning war das an dem Morgen noch nicht gelungen. Inge Rottgardt-Wegerer war nicht zu Hause gewesen und sie war auch nicht in der Galerie. Er hatte eine Viertelstunde bis zur Öffnung um elf Uhr dort gewartet und schließlich eine Studentin oder Aushilfe oder sonst eine Überwacherin der Bilder dort angetroffen, die ihm mitteilte, dass die Chefin am Samstag sowieso nie vor Ort wäre und auch nie vorbeikäme. Über Telefonnummern oder sonstige Erreichbarkeiten der Ehefrau Wegerers konnte diese Frau auch keine Auskunft geben.

Man konnte Henning ansehen, wie froh er insgeheim darüber war, dass er die Frau seines Segelfliegerfreundes nicht erreicht hatte und die traurige Polizeiarbeit des Informierens von Angehörigen zumindest an diesem Morgen noch aufschieben konnte. Am Nachmittag würden sie es wieder probieren, und diesmal würde auch Marco dabei sein. Nachdem Henning sein Porträt von Jürgen Wegerer beendet hatte, war Bernd Meier an der Reihe, er berichtete über Spuren am Tatort.

Augenmerk wollte er vor allem auf Reifenspuren gerichtet

haben. Abdrücke im Matsch eines Feldweges in unmittelbarer Nähe des Parkplatzes, auf dem Jürgen Wegerer lag. Es handelte sich um die Reifen eines Geländewagens, wie Bernd Meier betonte.

»Das ist vom Profil her ein Simex Extreme oder ein Silverstone Xtreme, auf jeden Fall kein Reifen für ein SUV.«

»Für ein was?«, fragte Henning, der dafür bekannt war, dass er sich, wenn er sich schon auf dem Boden bewegen musste, dafür gerne ein Fahrrad nahm und sich bei Autos wenig auskannte. Bernd Meier warf ihm einen giftigen Blick zu und erklärte:

»Ein Sport Utility Vehicle, ein PKW mit erhöhter Geländegängigkeit, fast jeder Autohersteller führt so ein Modell.«

»Danke, man lernt nie aus«, gab Henning zur Antwort, »vor allem aussprachetechnisch bin ich wieder etwas weiter«, was als Anspielung auf den stark schwäbischen Akzent Meiers zu verstehen war, der seine Gewohnheit, die Laute zu formen auch in andere Sprachen übertrug. Dem gebürtigen Norddeutschen Henning van Dalen fiel die Aussprache des Englischen viel leichter. In Meiers Blick blitzte Wut auf, die er sogleich wieder im Zaum hielt. Er versuchte ein Lächeln und legte ein Foto auf den Besprechungstisch.

»Da, da seht ihr die Reifenspuren, manch einem sind sie vielleicht auch am Tatort aufgefallen, wem nicht, dem hier eine Verdeutlichung: die Reifen von den Spuren hier montiert man nicht auf diese Modelle drauf, die gehören eindeutig zu einem richtigen Geländewagen, einer, der durch Dreck und Schlamm muss, ich habe mir erst neulich einen Bericht über eine Trekking-Tour durch den Dschungel von Malaysia angesehen, ich sage euch ...«

»Wir sind hier auf der Schwäbischen Alb«, unterbrach ihn Henning.

»Eben. Genau das, wie du gut erkannt hast. Und weil wir auf der Schwäbischen Alb sind, kreist sich der Personenkreis derer, die so einen Geländewagen fahren in eine ver-

gleichbar kleine Anzahl ein, und die gilt es herauszufinden. Denn die Spuren sind so frisch wie die Tat.«

Bernd Meier kreuzte die Arme vor der Brust und hatte sichtbar Mühe, seine Wut zu unterdrücken.

»Gut«, sagte Marco, »übernimmst du das mit dem Reifenabdruck?«

Bernd Meier nickte, und schien in seinen Ärger hinein noch etwas sagen zu wollen. Deswegen fragte Marco, ob Bernd sonst noch etwas in Erfahrung gebracht hätte.

»Nein«, kam als Antwort, »bis auf die Tatsache, dass ich mich frage, wie man von einem Lehrergehalt den Hobel bezahlen kann, den er gefahren ist.«

Marco nickte, Bernd sprach weiter:

»Und laut Papiere war er auf ihn zugelassen, der A5, ein 3,2 Liter FSI Motor mit 265 PS, da liegt man bei weit über 40 000 Euro schon beim Serienmodell, und der Wagen vom Wegerer hatte noch ein paar Schnickschnacks extra. Ach ja, ist übrigens italienisches Design oder sagen wir anders, ein Italiener hat den mit entworfen und das sieht man auch.«

»Du hast ihn dir ja auch ausgiebig angeschaut, oder?«, sagte Henning.

»Habe ich das? Stimmt. Der hat übrigens die neue LED-Technologie beim Tagfahrlicht, das ist das neue Design, von Modell zu Modell anders realisiert...«

Bernd unterbrach seine Ausführungen und sah den Fingern der rechten Hand Hennings zu, wie sie einen Takt auf die Tischplatte klopfen, dann fuhr er weiter:

»Beim A5 zum Beispiel wirken Hauptscheinwerfer und die Lichterkette des Tagfahrlichts wie ein Auge mit einem bösen Blick...«

Von Henning war als Kommentar zu dieser Aussage ein leichtes Stöhnen zu hören.

Marco räusperte sich und fragte dann schnell:

»Es war ja kein Licht am Auto an, heute Morgen. Wie interpretierst du das Bernd?«

»Gar nicht, das heißt nichts«, antwortete er ganz konzentriert auf Marco in dem Versuch, seinen anderen Kollegen zu ignorieren, »zumindest nichts über die Tatzeit, und ich denke, darauf willst du hinaus.«

Marco nickte und Bernd fuhr fort: »Er konnte noch bei Tageslicht erschossen worden sein oder in der Nacht, im Lichtkegel der Scheinwerfer. Die konnten also an gewesen sein, nach kürzerer Zeit schalten die aber automatisch ab.«

Marco bedankte sich und fragte, ob sonst noch etwas anstehen würde.

»Vielleicht«, antwortete Bernd, »zwar nichts zum Tatort, sondern zu seiner unmittelbaren Nähe eine Anmerkung.«

»Mit den üblichen Erkenntnissen aus dem Internet«, knurrte Henning.

»Nein, in dem Fall nicht. Mit Erkenntnissen eines Wanderführers aus der Brenzregion, der zu geologischen und archäologischen Highlights der Gegend führt, also durchaus interessant ist für Leute, die sich in dieser wunderbaren Landschaft sportlich auch auf dem Boden bewegen.«

»Deinen Lokalpatriotismus in allen Ehren...«

»Meinen Lokalpatriotismus in allen Ehren, haben wir es mit den ältesten Kunstwerken der Menschheit zu tun, die, ob es dir passt oder nicht, gerade auf schwäbischem Grund gefunden wurden.«

»Und das wären?«

»Kleine Plastiken aus Elfenbein, über 30 000 Jahre alt, aus der Epoche des Aurignacien«, war die Antwort mit besonderer Betonung des letzten Wortes in perfekter französischer Aussprache.

Henning fiel dementsprechend die Kinnlade auf und wieder zu, und man sah ihm die Lust an, diesen zuletzt erwähnten Ausdruck auf die Schippe zu nehmen, doch gleichzeitig hielt er sich zurück und versuchte sich nicht bei dem französischen Nasallaut, denn da hatte Bernd Meier aufgrund seines schwäbischen Dialekts eindeutig einen Heimvorteil.

Den er mit einem bedeutungsschwangeren Blick auskostete, mit dem er die Runde musterte.

»Also: Die Höhle da oberhalb des Parkplatzes ist der Vogelherd, und da wurde in den 30er-Jahren das Wildpferd gefunden, das sogar als Logo auf der Autobahn für die Gegend des Lonetals herhält. Das dürfte bekannt sein. So. Und vor Kurzem wurde wieder eine Kleinplastik entdeckt, in derselben Höhle, ein Mammut, das älteste vollständig erhaltene Kunstwerk der Welt, nicht einmal vier Zentimeter groß und ein paar Gramm schwer.«

Marco nickte: »Das weiß ich, das war einmal mit dem Wildpferd für ein Wochenende im Schloss Niederstotzingen ausgestellt. Meine Mutter wollte dafür extra von Ligurien nach Heidenheim kommen, aber sie konnte nicht.«

Bernd Meier warf Marco einen belustigten Blick zu, der nichts darüber verriet, was an Marcos Worten genau zu Belustigungen führte.

»Ja, genau, bis jetzt schickt man diese Kunstwerke in der Gegend herum, es wird jetzt endlich mal Zeit, dass die Schwaben ihre Sparsamkeit überwinden und in ein zentrales Museum investieren.«

Henning dagegen beobachtete Bernd mit zusammengekniffenen Augen, als ob er darauf lauerte, dass noch weitere Erläuterungen kämen, als dem nicht so war, räusperte er sich.

»Deine Selbstkritik in Ehren, was bitte schön hat dieses Pferd oder das Mammut mit dem Tod von Jürgen Weegerer zu tun?«

Hennings Frage hatte einen Ton und eine Art, die er bei einem Lehrer in seiner Schulzeit abgeschaut haben musste, woraufhin Bernd ihm einen giftigen Blick zuwarf.

»Erstens, wenn ich von schwäbischer Sparsamkeit rede, dann ist es keine Selbstkritik, denn Geiz ist mein Problem nicht, wie ihr alle genau wisst, oder?«

Henning nickte und strich sich Krümel vom Hemd, sie stammten von einer der Brezeln, die ihnen wieder mal Bernd

besorgt hatte. Wie so oft, nur Butter mussten sie selber drauf schmieren, die kaufte Bernd extra, und es lag immer eine Packung als Reserve im Kühlschrank der kleinen Küche im Präsidium. Das war Bernds Art von Großzügigkeit und von Sparsamkeit, zwei Eigenschaften, mit denen sich Henning schwer tat, weder die eine noch die andere prägten seinen Charakter. Was er sicherlich auch wusste, denn er schwieg, und das war unüblich, was Bernd auch wusste.

»Zweitens, diese Eiszeitkunst. Möglicherweise hat sie nichts mit Wegerers Tod zu tun. Aber trotzdem kann es auch etwas zu bedeuten haben ...«

»Was bitte kann das zu bedeuten haben?«

»... wenn der Mann einer Galeristin, also einer Kunsthändlerin, tot direkt neben dem Fundort dieser Plastiken aufgefunden wird ...«, Bernd Meier stützte seine Arme auf dem Besprechungstisch ab, er sah aus wie eine Feder, die gleich losschnellen wollte, »da bleibt der Fantasie freier Lauf. Falls man überhaupt eine hat. O.K.? Ich wollte die Geschichtsträchtigkeit des Tatortes auch nur erwähnt haben. Und bin ganz Ohr für weitere Ergänzungen oder Anregungen.«

»Wenn wir mit der Polemik aufhören, kommen wir vielleicht weiter«, sagte Marco und warf Henning einen strafenden Blick zu. Der zuckte nur mit der Schulter und sah aus dem Fenster in einen Himmel, dem man in einer Farbe zwischen Blau und Grau die Hitze des Tages nicht ansah, und schwieg. Die Besprechung war beendet, es galt jetzt Inge Rottgardt-Wegerers Verbleib ausfindig zu machen und ihr die schreckliche Nachricht zu überbringen.